

# ALOB

## Anleitungen zum Lesen organisationswissenschaftlicher Bücher

### 11. Brief, 1995

von Wolfgang Schnelle

13 Seiten

---

Theodor M. Bardmann

#### **Wenn aus Arbeit Abfall wird**

Aufbau und Abbau organisatorischer Realitäten

Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1994, 451 Seiten

---

Wie soll ich nur dieses Buch „in den Griff“ bekommen? Es enthält nämlich gleich mehrere Bücher. Diese sind zwar miteinander verknüpft, es gibt einen roten Faden und es gibt auch einen Rahmen, der besteht aus einem „teuflischen Einstieg“ und einem „göttlichen Abgang.“ Ich verzichte darauf, die Verknüpfungen und Übergänge mitzuliefern oder die einzelnen Teile auf die Schlüsselaussagen zu beziehen, sondern preise die Teile oder Bücher des Buches je für sich, jedenfalls zunächst. Es handelt sich um:

Theodor M. Bardmann **Wenn aus Arbeit Abfall wird - Aufbau und Abbau organisatorischer Realitäten.**

Nach einem 30seitigen „teuflischen Einstieg“ folgt als >Buch im Buch< ein Überblick über **Konstruktivismus**. Er umfasst 115 Seiten. Ich komme später darauf zurück.

Es folgt ein Intermezzo über die Metapher **Abfall** auf 54 Seiten. Man sollte es nicht überschlagen, warum man das nicht tun sollte, erkläre ich später.

Dann kommen ein „Buch“ über **Industriesoziologie**, eigentlich über die Blindheit und Einseitigkeit, mit der Industriesoziologen Arbeitsorganisationen betrachten (auf 50 Seiten) und eins über **Organisationstheorien**, das sich über 70 Seiten hinstreckt.

Im letzten „Buch“ (mit abermals 80 Seiten) beschreibt der Autor, wie er **Organisationskultur** als analytisches Konzept benutzt, um zu beschreiben, wie man Arbeitsorganisationen heute anders beobachten sollte, als es die Industriesoziologen und Organisationstheoretiker bisher taten.

Wer ist der Autor? Er ist 1955 geboren. An der Fachhochschule Niederrhein ist er Professor für Massenkommunikation. Aber aus diesem Fach heraus macht er nicht eine einzige Bemerkung. Weiter ist vermerkt, dass er Privatdozent am Institut für Soziologie der Technischen Hochschule Aachen ist. Sei er jetzt, wer er wolle, er scheint mir doch aus Bielefeld von Niklas Luhmann abzustammen. Den zitiert er am meisten. Es könnte sich lohnen, Bardmann kennenzulernen.

## 1. Industriesoziologie

In unserem deutschen Wissenschaftsbetrieb, soweit er sich mit Organisation befasst, lassen sich die Industriesoziologen als eine eigene Kaste ausmachen. Ich habe früher viel von ihnen gelesen und mit einigen auch diskutiert. Als Reiner Iblher und ich in den 70er Jahren der Bundesregierung halfen, das Programm zur „Humanisierung des Arbeitslebens“ zu erstellen und die staatlichen Mittel in geeignete Projekte zu placieren, waren mitunter auch Industriesoziologen einbezogen. Die zuständigen Referenten des Forschungsministeriums hielten diese aber lieber in einem gewissen Abstand, denn mit ihrem „linken“ kritischen Standpunkt zur Arbeitswelt konnte sie das Programm, das auf die Zusammenarbeit von Unternehmen, Gewerkschaften und Wissenschaftlern setzte, unter Umständen blockieren.

Bardmann schildert nun, mit welchen grundlegenden Unterscheidungen Industriesoziologen arbeiten und ihren Forschungsgegenstand „industrielle Arbeit“ beobachten. „Die Industriesoziologie redete sich ein, und sie folgte damit den soziologischen Klassikern Marx, Weber und Durkheim, Arbeit als Grundstein einer allgemeinen Gesellschaftstheorie behandeln zu können...Sie erklärte sich zuständig für alle Themen, die die industrielle Arbeit, die Arbeitsmärkte, die Arbeitsteilung und -zerteilung, die Arbeiterklasse und ihr Arbeitsethos, die Arbeiterschaft und die Betriebe, in denen Industriearbeit geleistet wird, betreffen (S.218).“

„Das Hauptinteresse der Industriesoziologie richtete sich nicht auf die Organisation im Sinne eines (irgendwie) geordneten sozialen Zusammenhangs, in dem (auch) gearbeitet wird, sondern auf die Arbeit in ihrer spezifisch historischen, hier: in ihrer industriell-kapitalistischen Ausformung.“ Aus diesem Grunde führte für ernstzunehmende Industriesoziologen kein Weg an Karl Marx und seiner Analyse der kapitalistischen Gesellschaftsform vorbei.“ Bardmann attestiert den Industriesoziologen ein praktisches Interesse, einen durchaus politischen Anspruch. „Das Hauptaugenmerk wurde (und wird) auf die zwei Strategieschienen kapitalistischer Rationalisierung, die Produktivitätssteigerung und die Herrschaftsstabilisierung ausgerichtet, um in Bezug auf diese das Ziel zu verfolgen, einer >inhumanen< Intensivierung des Einsatzes menschlicher Arbeitskraft entgegenzuwirken (S.222).“ Die Industriesoziologie schlug sich eindeutig auf die Seite der Lohnarbeit.

Man engagierte sich u.a. in der Weise, dass man es sich zur Aufgabe machte, die Entwicklung des Klassenbewusstseins der Arbeiter im Verlaufe der kapitalistischen Entwicklungsprozesse wissenschaftlich zu begründen.“ Die Ergebnisse der Arbeiterbewusstseinsforschung führten nun aber in eine >klassentheoretische Not<, „denn sie belegten statt eines >revolutionären Klassenbewusstseins< eine gewisse Nivellierung, Verbürgerlichung, Widersprüchlichkeit und Passivität auf Seiten der Arbeiter.“

Ich fand es spannend zu lesen, wie sich die Industriesoziologie davon verabschiedete, lediglich der Lohnarbeit die Seite des Kapitals entgegenzusetzen (S. 229). Man musste andere Unterscheidungen finden, um „in der Zeit“ zu sein. Mitte der 70er Jahre, so meint Bardmann, habe die Industriesoziologie eine Wende eingeleitet, indem man den Begriff >Alltag< aufgriff, der es erlaubte, die Bereiche Arbeit, Freizeit und Familie als >Lebenszusammenhang< einzuklammern.

Die Industriesoziologie hat mit der neuen Unterscheidung von Arbeit und Alltag die alte Unterscheidung von Arbeit und Kapital nicht einfach nur ergänzt oder erweitert, sondern auch fortan in Konkurrenz zu ihr gestellt. Industriesoziologen werden zu Anwälten einer durch >Kolonisierungsversuche< bedrohten Lebenswelt (Bardmann verweist an dieser Stelle auf Habermas). „Die Wende schlägt sich u.a. auch darin nieder, dass der politische Anspruch, gesellschaftliche Entwicklungen in revolutionärer, kämpferischer oder reformerischer Absicht zu unterstützen, fast völlig verblasst (S.232).“

Bardmann zitiert einen Aufsatz des Soziologen Claus Offe aus dem Jahre 1983. Offe verweist auf die Vielgestaltigkeit von Arbeit, die es nahezu unmöglich mache, Gemeinsamkeiten der Arbeitenden zu erkennen. „Dies wird Offe besonders an der Bruchstelle zwischen >herstellenden< und >dienstleistenden< Arbeitsformen deutlich, denn hier verliert die Arbeit die Form, die (polit)ökonomisch folgsame Industriesoziologen ihr angedreht haben: sie hört auf, motivational dünn, sozial aseptisch, kulturell sinnentleert, sauber instrumentalisiert, vollständig durchrationalisiert zu sein.“

Nach Offe sei Arbeit heute nicht mehr der entscheidende Kristallisationskern der Lebensführung. Die Bereitschaft, >alles hinzunehmen<, werde durch Ansprüche an die Qualität der Arbeit oder durch die Ansprüche auf das Recht zur Weniger- oder Nichtarbeit ersetzt.

In seiner Kritik an der Industriesoziologie, die die Arbeit als den zentralen Wesenszug des menschlichen Lebens nimmt, greift er Gedanken von Michel Serres (Der Parasit, Frankfurt/Main 1981) auf. Die Industriesoziologen übersahen, dass Arbeit als menschliche Tätigkeit immer auch Unmenschliches, auch Natur-, Kultur-, Mitmenschen- und Selbstzerstörung impliziert. Serres sagt: „Die Arbeit des Lebens ist ein Werk und eine Ordnung, aber sie vollzieht sich nur soweit, wie es von anderswo Ordnung aufnimmt.“

Sie schafft eine Ordnung hier, aber auf Kosten einer anderen dort.“ Und Ausbeutung der Lohnarbeiter durch das Kapital ist nur ein (wenn auch wesentlicher) Spezialfall eines weit grundsätzlicher angelegten Ausbeutungsmechanismus. „Ausbeutung im Sinne des >Aufnehmens von Ordnung anderswoher< ist nicht zu begrenzen auf kapitalistische, selbst nicht auf ökonomische Verhältnisse, sondern Ausbeutung stellt ein Grundprinzip des sozialen Lebens schlechthin dar.“ Serres wird nochmals zitiert: „Der Mensch ist des Menschen Laus. Jeder schmarotzt an jedem und alle an der Gesellschaft und der Natur. In der Arbeit wird der Mensch zum Universalparasiten. Die Arbeit ist der Deckmantel des Schmarotzertums. In ihrem Schutz und durch sie bauen die Menschen nie enden wollende Parasitenkaskaden auf, in der jeder dafür sorgt, dass etwas für ihn abfällt.“

Ist das Blasphemie, wenn Arbeit als das Schöpferische, Nutzen Stiftende, Sittliche so in Frage gestellt wird? Serres und mit ihm Bardmann dürften das beabsichtigen. Mir fällt dazu der schreckliche Spruch über den Eingangstoren der Nazi-KZ-Lager ein: „Arbeit macht frei.“ „Mit Serres sind wir eingeladen, auf jedweden >sauberen< Rationalitätsanspruch unseres Arbeitens (Handelns) zu verzichten, oder, wenn wir uns dies nicht leisten können/wollen, nach einem neuen Rationalitätsverständnis Ausschau zu halten, das sich nicht als >halbe Wahrheit< für die ganze hält (S.250).“ Und noch schärfer: „Statt die Arbeit für rational auszugeben, ist sie vielleicht besser als Ritual vorzustellen, kurz: Keiner weiß genau, worum es geht (auch wenn einige es glauben), doch (fast) alle können mitmachen.“

Zu meiner Erleichterung lese ich dann (auf S.255), dass ich als arbeitender *Parasit* denn doch nichts an sich Verwerfliches tue. „Parasit zu sein, so kann man mit Serres lernen, ist nicht eindeutig verwerflich und keine Frage der Moral, sondern von Sein und Nichtsein. Parasit zu sein, fremde Ordnungen >auszubeuten<, ist die einzige Möglichkeit, sich in der Welt zu halten.“ Bardmann sähe es als eine sinnvolle Aufgabe der Industriesoziologie, Szenarien eines >tragbaren Parasitentums<, einer >vertretbaren Ausbeutung< zu entwerfen. Ich frage mich, wie das Soziologen könnten, es sei denn, sie machten von einer tragfähigen Gerechtigkeitstheorie Gebrauch, aber welche ist denn tragfähig?

## 2. Organisationstheorien

Bardmanns „Buch“ über Organisationstheorie beginnt auf S. 259. Er schildert ihre Geschichte anhand von Metaphern, wie vor ihm schon Gareth Morgan in *Images of Organization* (1986).

Er beginnt mit der **Maschinenmetapher**. Sie „dient im Feld der frühen Organisationstheorie dazu, Organisationen als Gebilde zu verstehen, die man maschinenanalog -analytisch wie auch praktisch - bis in ihre letzten Einzelelemente zerlegen kann, um sie dann konzeptionell kontrolliert zu einer umfassenden Funktionseinheit zu rekombinieren. Ich spare mir hier, Bardmanns Zuspitzungen wiederzugeben, weil sie - wenn auch teilweise originell formuliert - jene Kritik wiederholen, die viele Organisationstheoretiker schon vor ihm geübt haben. Wer wissen will, wie Frederick Winslow Taylor mechanistisch und positivistisch gedacht hat, dem empfehle ich die Seiten 266 - 277 zu lesen. Hier wird dessen >scientific Management< glänzend analysiert und kritisch beleuchtet.

Da, wie wir wissen, die Metapher einer mechanistischen Maschine nicht im Stande ist, die Komplexität des Gegenstandes >Organisation< einzufangen, wurde sie, wie Bardmann schreibt, vor etwa 50 Jahren durch die **Organismusmetapher** ersetzt. Die Analogie kommt jetzt aus der Biologie. „Die Maschine ist ein Instrument zur Verfolgung beliebiger, begrenzter, immer außerhalb ihrer selbst zu suchender Ziele und Zwecke. Der Organismus dagegen verfolgt *ein eigenes Ziel*, das die >tote< Maschine nicht kennt: das *Überleben*. Dieses Ziel ist nicht von außen gesetzt, sondern entspringt der inneren Organisation des Organismus.“

Zu den Organisationstheorien im Zeichen der Organismusmetapher rechnet Bardmann die Human-Relations-Bewegung. Das ist nicht überraschend. Interessant fand ich aber seinen Hinweis darauf, dass in Deutschland bereits in den 20er Jahren Zweifel an der >wissenschaftlichen Betriebsorganisation< aufkamen. Sie wurden von Organisationstheoretikern wie Briefs, Nicklisch und anderen vorgetragen. „Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, als tayloristische Methoden bereits in der deutschen Industrie verbreitet waren, wurde von höchster Stelle aus Kritik an einer rein mechanistischen, technomorphen Organisationsweise formuliert und Propaganda für eine >organische Neuordnung und Neugestaltung< der Betriebe gemacht. Deutlich die Prämissen und Intentionen der Human-Relations-Bewegung kopierend, wurde es zum Ziel erklärt, bei den Arbeitern ‘zu jenen Leistungsquellen vorzustoßen, die nicht mit rein technischen Mitteln der Rationalisierung, wie der Organisation, allein durch organische Betriebsgestaltung und Führung zu erschließen sind’.

Der Verkünder dieses Gedankenguts hieß Karl Arnholt, der sich 1942 in einem von ihm herausgegebenen Band *Der deutsche Betrieb. Aufgaben und Ziele Nationalsozialistischer Betriebsführung* entsprechend äußerte. Das Kernstück der nationalsozialistischen Arbeitsideologie ist die Idee der Arbeits- und Betriebsgemeinschaft, die >kameradschaftliche< Betriebsgemeinschaft.

Es ist verblüffend zu sehen, wie es die Nazis versuchten, mit den der Human-Relations-Bewegung entlehnten Gedanken, ihre >Führer und Gefolgschaft< -Ideologie zu versüßen. Geschah (und geschieht) in den Jahrzehnten danach eigentlich anderes als die Versüßung des Herrschaftsanspruchs des Managements?

Bardmann setzt die Geschichte der Organisationstheorie fort, die sich nunmehr mit der *Gehirn- bzw. Computermetapher* begreifen lässt. Organisationen erscheinen als *intelligente Informationsverarbeitungssysteme*. Hierunter fallen jene entscheidungstheoretischen Ansätze, die sich für die *Rationalität des Entscheidungsverhaltens in Organisationen* interessieren. „Sie hinterfragen die gängige Lehrdoktrin, die den Entscheidungsprozess als intentional, folgerichtig und optimierend darstellt.“ Die ersten Ansätze gehen auf Herbert A. Simon (1957) und seine Kollegen (Schüler) Cyert und March (1959) zurück. Sie fanden heraus, dass die Menschen nicht in der Lage sind, alle Handlungsalternativen zu übersehen, und sich deshalb mit selektiven Wahrnehmungen und zufriedenstellenden (statt optimalen) Lösungen zufrieden geben. Sie wurden sich der Konfliktgeladenheit der organisatorischen Verhältnisse bewusst und sie erkannten, dass Lösungen, für die man sich in Organisationen entscheidet, Konflikte nicht endgültig beilegen. Bardmann lässt dieses Kapitel der Geschichte der Organisationstheorie in der Heranziehung von Crozier und Friedberg (1979) münden, die auf den >Kampf der Rationalitäten< hinweisen und verdeutlichen, dass Ziele, Erfolgskriterien, Mittel, Strategien, Problemdefinitionen, Wahrnehmungen und Deutung von Alternativen, Situation, Umwelt und Gelegenheiten nicht einfach gegeben, sondern heiß umstrittene Gegenstände politischer Auseinandersetzung sind.

An dieser Stelle seines Buches wird es nun kompliziert, aber auch spannend (S.325). Nach Bardmann halten solche >politischen< Ansätze „dennoch am Gedanken einer irgendwie gearteten Ordnung und einer ihr entsprechenden Rationalisierbarkeit des Entscheidens“ fest. „Berücksichtigt wird nicht nur die *sachliche* Problemdimension des Entscheidungsverhaltens, die Komplexität der Entscheidungssituation, auf die mit *Rationalisierungsstrategien* des begrenzt rationalen Verhaltens geantwortet wird, sondern auch die *soziale* Problemdimension, in der die Probleme unterschiedlicher Perspektiven, Interessen und Betroffenheiten von Mitgliedern und Beteiligten (Kunden, Zulieferer etc.) des sozialen Systems abgetragen werden. Die Probleme der *Sozialdimension* sollen durch Schlichtungs-, Aushandlungs- und Konfliktlösungsprogramme, kurz: durch *Demokratisierungsstrategien* bearbeitet werden (S.326).“

Ach, ein schrecklich langer Satz! Worauf will Bardmann hinaus? Ich lese das so: Auch mit den Organisationstheorien, die der *Gehirn- bzw. Computermetapher* zuzuordnen sind, wird danach gesucht, Entscheidungsrationale herzustellen, obwohl oder da man weiß, dass man ihr nur >politisch< näherkommen kann. Als Berater und Moderatoren zugleich versuchen wir Metaplaner, Komplexität einzufangen (und so zu reduzieren) und >streitige< Diskurse zu stimulieren (und so Konflikte lösbar oder zumindest erkennbar zu machen), damit „vernünftiger“ Entscheidungen zustande kommen können. Allerdings würde ich unsere Vorgehensweisen nicht mit dem Attribut der *Demokratisierung* versehen, sondern schlicht als soziale Strategien bezeichnen.

An diesem Punkt macht nun Bardmann auf Niklas Luhmann aufmerksam, der (1981) ein allen diesen Bemühungen zugrundeliegendes Paradox verdeutlicht hat: „Rationalisierungs- und Demokratisierungsbemühungen, die Komplexität reduzieren und Entscheidungsvorgänge entlasten sollen, erzeugen ihrerseits Entscheidungslasten und erhöhen die Komplexität des organisatorischen Entscheidungsraums. Sie erzeugen das Problem, das sie lösen sollen (S.326).“ „Organisationen bilden sich nach Luhmann auf der Basis von Entscheidungen, nicht einfach Handlungen.“ Und Entscheidungen werden auf der Basis früherer Entscheidungen getroffen, sie schließen an sie an: „Alle Rationalität wird zur Anschlussrationalität (...). Die Rationalität wird weder durch eine erste noch durch eine letzte Entscheidung gesichert (Luhmann).“

Daher kann Komplexität nicht wegentschieden werden, „sondern wird mit der Rationalisierung der Entscheidungen nur gesteigert, denn nur so wird deutlich, dass man entscheiden muss, was man entscheiden möchte, welche Ziele mit wie hoher Aufwendung gesucht werden, wann man die Informationssuche abbricht, welche Qualitätsstandards man an den beschafften Informationen anlegen möchte etc. Auch die Differenzen zwischen unterschiedlichen Entscheidern können nicht wegentschieden werden. Demokratisierungsbemühungen erzeugen die entscheidungspflichtige Frage, wer wann und inwieweit mitentscheiden darf. Die Organisation der Entscheidungsbeteiligung (Gremien, Konferenzen, Wahlen, Abstimmungen etc.) ist selbst eine Frage des Entscheidens.“ „Es wird deutlich: *Entscheidungen erzeugen Entscheidungsbedarf.*“

Bardmann interpretiert die *Gehirn- bzw. Computermetapher* darüber hinaus so, dass es in der modernen Organisationstheorie nicht nur um *ein* Gehirn gehe, das Entscheidungen zu treffen habe, sondern dass eine Organisation viele Gehirne habe, ja, dass die Organisation wie ein Gehirn *ist*. Und dieses *Gehirn* blickt die Wirklichkeit nicht ab, sondern konstruiert sie. So gelangt man zu der Behauptung: *Organisationen sind Erfindungen* (S.334). Um diese Wendung zu verstehen, muss man das erste >Buch im Buch< lesen, über das ich jetzt berichten will.

### **3. Konstruktivismus**

Auf 115 Seiten (von S.45-160) gibt Bardmann eine Übersicht über die dem Konstruktivismus zuzurechnenden sozialwissenschaftlichen Denkweisen. Ich habe diese Seiten mit großem Gewinn für mich gelesen. Ich hatte den Eindruck, zum ersten Mal einigermaßen zu verstehen, was damit eigentlich gemeint sei. Hier folgt mein Versuch, Bardmanns Übersicht wiederzugeben.

„Bei aller Verschiedenheit der Ansätze, die unter dem Sammelbegriff >Konstruktivismus< firmieren, lässt sich dennoch ein verbindender Gedanke herauslesen. Er besagt, dass die Gewissheit einer >natürlich< bzw. >objektiv< gegebenen, vom handelnden und erkennenden Subjekt unabhängigen Wirklichkeit aufgegeben werden muss. Demgegenüber ist davon auszugehen, dass Wirklichkeit >gemacht< bzw. >erfunden< wird. Wirklichkeit, so hört man von gemäßigten wie radikalen Konstruktivisten, sei *Konstruktion*. Nachdem man sich im Prozess der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft von der theologischen Konzeption offenbarer Wahrheit gelöst hat, trennt man sich nunmehr von der säkularisierten Vorstellung objektiver, beobachterunabhängiger Wirklichkeitserkenntnis (S.45).“

Nun laufen unter dem Begriff *Konstruktivismus* unterschiedliche Ansätze. Sie seien - Bardmann folgend- nacheinander skizziert. Da ist zunächst der *Sozialkonstruktivismus* zu nennen.

Er steht für die These der >*Gemachtheit gesellschaftlicher Verhältnisse durch das Handeln der Gesellschaftsmitglieder*<. „Konstruktivismus bezeichnet hier *keine* Erkenntnistheorie, ..., sondern eine, meist handlungstheoretisch formulierte Konstitutionentheorie sozialer Ordnung.“ Bereits Karl Marx stellte die These auf: >Geschichte wird gemacht<!

Ich übergehe die nähere Schilderung marxistisch orientierter Ansätze. Bardmann geht da insbesondere auf Pierre Bourdieu (1982) ein. Doch gehören nicht nur marxistische Denkweisen zum Sozialkonstruktivismus. Speziell in Deutschland gibt es eine lange Tradition der Wissenssoziologie, die mit Namen wie Max Scheler, Karl Mannheim und Max Weber verbunden ist. In dieser Tradition verorten sich auch Berger und Luckmann, *The social construction of reality (1966)*. Sie vertreten eine phänomenologische Wissenssoziologie. Deren zentrale Denkfigur ist der *Doppelcharakter der Gesellschaft als objektive Faktizität und subjektiv gemeinter Sinn*. „Gesellschaft wird tatsächlich konstruiert durch Tätigkeiten, die subjektiv gemeinten Sinn zum Ausdruck bringen“, schreiben Berger und Luckmann. Sie interessieren sich nun für die Frage, wie durch das Handeln von Akteuren, aus den alltäglichen Interaktionen zwischen Menschen, Strukturen und kulturelle Formen herausdestilliert werden und als soziale Ordnung relative Stabilität gewinnen. Ihre Antwort lautet: Gesellschaftliche Ordnung entsteht aus *Prozessen der Wiederholung, Gewöhnung, Kontinuierung und Habitualisierung* heraus. Aus diesen Prozessen gehen ihrerseits *Institutionen* hervor, die der gesellschaftlichen Ordnung eine gewisse Stabilität verleihen. „Gesellschaft ist ein menschliches Produkt. Gesellschaft ist eine objektive Wirklichkeit. Der Mensch ist ein gesellschaftliches Produkt.“ Aber Berger und Luckmann betonen, dass gesellschaftliche Institutionen nur eine „von Menschen gemachte, konstruierte Objektivität“ besitzen, nicht also >objektiv an sich< sind.

Nun kritisiert Bardmann, dass Berger und Luckmann nicht hinreichend klären, in welcher Weise etwa soziale Institutionen Anschluss an individuelle Sinnkonstruktionsleistungen finden bzw. wie man es sich vorzustellen hat, dass das in den Institutionen der Gesellschaft inkorporierte Wissen von den Alltagsmenschen >internalisiert< wird.



Bardmann schildert anschließend den **kognitionstheoretischen Konstruktivismus**, auch **radikaler Konstruktivismus** genannt (S.66 ff).

Diese Denkrichtung will eine biologisch begründete *Theorie des Erkenntnis- und Wissenserwerbs* (Epistemologie) liefern. „Während die traditionelle Auffassung in der Erkenntnislehre sowie in der kognitiven Psychologie dieses Verhältnis stets als eine mehr oder weniger bildhafte (ikonische) Übereinstimmung oder Korrespondenz betrachtet, sieht der radikale Konstruktivismus es als Anpassung im funktionalen Sinn“ (von Glasersfeld, 1981). Unser Wissen ist kein Abbild, es ist ein >Schlüssel< zu einer Wirklichkeit, die sich nicht ein für alle Male erschließen lässt, sondern ständig neu erschlossen werden muss. Kognitive Prozesse werden als ein nie endendes Berechnen von Berechnungen, Beschreiben von Beschreibungen einer Realität verstanden. Als >wahr< können wir nur erkennen, was wir auf unsere Tätigkeit des Konstruierens zurückführen können, was wiederholt konstruiert werden kann, ohne unsere eigenes Funktionieren zu gefährden, was also in diesem Sinne >brauchbar< bzw. >gangbar< ist. >Wahre Ideen< sind diejenigen, die sich bewähren, die uns helfen, unseren Weg durch eine letztlich unerkennbare Welt zu finden, die verhindern, dass wir uns allzu oft an den Schranken und Hindernissen der uns unzugänglichen Wirklichkeit verletzen.

Der radikale Konstruktivismus basiert auf einer biologischen Kognitionstheorie. Danach nehmen wir die Welt über unsere Sinnesorgane im Gehirn wahr. Hier ereignen sich neuronale Prozesse, die an sich bedeutungsfrei, Bedeutungen erst erzeugen, Sinn erst konstruieren und interpretieren. Erst das Gehirn konstituiert aus den Sinnesinformationen die sinnhafte Wahrnehmung. Bardmann schreibt: „Dazu zieht der kognitionstheoretische Ansatz *empirische Forschungsergebnisse* heran. Er versteht sich, was vielen Beobachtern und Kritikern unverständlich bleibt, als ein **>radikaler Konstruktivismus<**, fernab von Spekulationen, Solipsismus und Idealismus.“ Ihre Vertreter stützen sich auf Erkenntnisse der Neurobiologie und -physiologie. Hier wird betont, dass die Sinnesorgane von Umweltreizen zwar aktiviert werden, dass aufgrund sensorischer Reizungen auch neuronale Erregungen entstehen, dass diese jedoch im Gehirn als *sensorisch unspezifische Signale* registriert werden und erst im Gehirn als Empfindungen wie Geruch, Wärme, Kälte, Schall, Geschmack etc. interpretiert werden.

Die Feststellung der Hirnforschung, dass der eigentliche Sinneseindruck nicht in den Sinnesorganen, sondern im Gehirn entsteht, führt direkt zum konstruktivistischen Grundgedanken, dass „die >prachtvolle Vielfalt< unserer Erfahrungswelt, das >Was<, ein Ergebnis von Verrechnung der von den Rezeptoren gelieferten Signale (ist)“ (von Foerster 1985), *ein Produkt also ausschließlich interner Prozesse*. Die Welt enthält keine Information, die Welt ist, wie sie ist. „Information über die Welt wird in einem Organismus durch seine Interaktion mit der Welt erzeugt“ (von Foerster). „Keine Information gelangt aus der Umwelt ins System und keine Information vermag an die Umwelt abgegeben zu werden. Die Vorstellung von Wahrnehmung als Input-Verarbeitungs-Output-Modell wird hinfällig. Die Umwelt, die wir wahrnehmen, ist unsere Erfindung“ (von Foerster).

Durch rekursive Berechnungen eigener Berechnungen errechnen kognitive Systeme ihre eigene Realität. Bardmann zitiert dazu Roth (1987): „Das Gehirn lässt sich als ein funktional und semantisch selbstreferentielles oder selbstexplikatives System auffassen. Unter *funktionaler* Selbstreferenzialität eines Systems verstehe ich die Eigenschaft, mit den eigenen Zuständen rekursiv oder zirkulär zu interagieren, so dass jeder Zustand aus der Interaktion früherer Zustände resultiert. Selbstreferentielle Systeme sind in ihren Zustandsequenzen selbstbestimmt oder *autonom*. Ihre Zustandssequenzen sind nicht von außen steuerbar. Wichtig ist, dass Selbstreferenzialität nicht Isoliertheit bedeutet: Selbstreferentielle Systeme sind in aller Regel durchaus von außen beeinflussbar oder modulierbar. Die Wirkungen dieses Einflusses sind aber *vollständig* durch das selbstreferentielle System bestimmt.“

Um derartige rekursive Prozesse, wie sie für das Nervensystem und das Gehirn expliziert wurden, auch für den Bereich des Lebens zu bezeichnen, prägten Maturana, Varela und Uribe in den 60er Jahren den Begriff der *Autopoiese*. Er verweist auf die Fähigkeit lebender Systeme, ihre eigene Organisation zu entwickeln und aufrecht zu erhalten, und zwar durch *Zyklizität*. Mit Nervensystemen ausgestattete lebende Systeme können durch Selbstbeobachtung ein Selbstbewusstsein erzeugen, sie können Beschreibungen ihrer selbst und schließlich ihres eigenen Erkennes anfertigen. „Wir erzeugen Beschreibungen unserer selbst (Repräsentationen) und können uns dadurch, dass wir mit unseren Beschreibungen interagieren, in einem endlosen rekursiven Prozess als uns selbst beschreibend beschreiben“ (Maturana 1985).

An Maturanas Definition lebender Systeme, schreibt Bardmann, fällt vor allem auf, dass er das Lebendige nicht durch eine Aufzählung spezifischer Eigenschaften (Merkmale) zu bestimmen versucht, sondern durch die in sich geschlossene, selbstreferentielle Selbsterzeugung und Selbsterhaltung. Diese ist für ihn einzig und allein dafür ausschlaggebend, um die *Identität* eines lebenden System zu identifizieren. Denken wir dabei an den Menschen, wird mit Maturanas Identitätsbegriff der ganze europäische Ballast der Identitätsproblematik einfach abgeschüttelt.

Bardmann beendet seinen Abschnitt über den radikalen Konstruktivismus, in dem er auf Folgendes hinweist: „Die *autopoietische Organisation* lebender Systeme ist selbst, das darf nicht vergessen werden, das Konstrukt eines Beobachters, und wir fügen hinzu: ein sehr raffiniertes. Hinter den äußerst kompliziert erscheinenden Ausführungen der Autopoiese-Autoren, die viele Leser abschrecken, verbirgt sich ein frappierend einfacher Gedanke, dessen Einfachheit vielleicht so schockierend ist. Es ist die Idee der *Zirkularität*. Das Autopoiese-Konzept ist eine ungeheure Reduktion unseres Denkens über lebende Systeme: Es reduziert die üblicherweise sehr aufwendig geführten Überlegungen zu Identität, Teleonomie, Entwicklung und Anpassung lebender Systeme auf den schlichten Hinweis: >Es geht um nichts weiter als die Fortsetzung der Autopoiese!<.“

Gegen den kognitionstheoretischen Ansatz wenden Soziologen ein, dass er zwar die Frage nach der Konstruktion von Wissen auf der Ebene des individuellen Bewusstseins plausibel zu erklären vermag, aber keine Angaben darüber macht, wie die *Interaktion und Kommunikation* zwischen Beteiligten in Betracht zu ziehen ist. Hier setzt nun die **konstruktivistische Kommunikationstheorie** an (S.85 ff).

Bardmann stellt diesem Abschnitt ein konstruktivistisches Motto voran: *>Sage mir, was Du denkst, und ich denke mir, was Du meinst!<* Nach der Theorie autopoietisch-selbstreferentieller Systeme kann es keinen Austausch von Informationen geben, vielmehr operieren die Kommunikationspartner in autonomer und selbstreferentieller Weise. Dem konstruktivistischen Verständnis folgend, dass Kommunikationspartner in sich geschlossene, autonome, nur durch die eignen Vorgeschichte strukturierte Aktionseinheiten sind, können ihre Äußerungen zunächst einmal nur für den, der sie macht, den Sender, Sinn und Bedeutung haben. Für die Umwelt und die in ihr lebenden Personen ist eine Äußerung mithin nur *>Lärm<*, nur *>Störgeräusch<*, das entweder übergangen oder registriert und gedeutet werden kann. Was ein Rezipient *>verst<* ist, ist höchst indirekt durch die Botschaft determiniert.

Diese Überlegungen führen dazu, dass Kommunikation nicht sogleich als ein *Ideal*, sondern zunächst einmal als *Problem* begriffen wird. Kommunikation lässt sich so nicht mehr unter dem Modell der störungsfreien Kopiermaschine oder unter der Vorstellung einer konsensgerichteten Entelechie der Kommunikation als idealtypische Projektionen betrachten, um die realen Kommunikationsverhältnisse zu disziplinieren, sondern drängen die Kommunikationstheorie dahin, die Operationen der Beteiligten als permanente Lernprozesse zu begreifen, als fortlaufende Bedeutungszuschreibungen und Sinnerzeugungen ernst zu nehmen und damit die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation herauszustellen. Kommunikation kann *>glücken<*, doch nicht im Sinne optimaler Übertragung, sondern nur in dem Sinne, dass Interaktionspartner *kooperieren* und sich gleichzeitig und gemeinsam einen gemeinsamen Bereich von Bedeutungsüberschneidungen *>einreden<*, schreibt Bardmann.

„Eine konstruktivistische Kommunikationstheorie geht also zunächst von der Nichtübertragbarkeit von Informationen zwischen (menschlichen) autopoietischen Systemen aus. Sie behauptet weiter, dass die Kommunikationspartner durch die Äußerungen des jeweils anderen pertubiert, irritiert und deformiert, niemals aber informiert, instruiert und determiniert werden. Kommunikationspartner reagieren, wenn sie reagieren, nur auf sich selbst, auf Veränderungen ihres Interaktionsbereichs. Dieser Umstand nun wird von Konstruktivisten nicht als Verunmöglichung, sondern gerade als Bedingung der Möglichkeit von Kooperation und Kommunikation gesehen. Die operative Autonomie menschlicher autopoietischer Systeme ist eine notwendige Voraussetzung für nicht-symbiotische kooperative Interaktion, weil nur durch diese Art der in jedem einzelnen Organismus verkörperten Verhaltensmöglichkeiten freie Entscheidungen, Variabilität, Spontaneität, Kreativität, Naivität etc. als Grundbedingungen für Kommunikation möglich sind (S.95).“

Soweit bleiben die Vorstellungen über Kommunikation im Bereich der kognitionsbiologischen Annahmen. Niklas Luhmann löst die Denkfigur der Autopoiese aus dieser Vorstellung heraus. Gegen die kognitionsbiologischen Ableitungsversuche des Sozialen aus dem Biologischen setzt Luhmann die These, dass soziale Systeme selbst autopoietisch organisiert sind und dass Kommunikation als ihre elementare Basisoperation zu begreifen ist. Das Soziale wird nicht mehr vom Individuum aus konstruiert, sondern das Individuum kann nunmehr seinerseits mit Referenz auf soziale Systeme und deren Grundoperation, die Kommunikation, als ein soziales Konstrukt behandelt werden. Luhmann verlässt die Betrachtung der Kommunikation, als ginge sie von Individuen aus. Seine Gegenthese lautet: *Nur die Kommunikation kann kommunizieren, und erst im Netzwerk der Kommunikation wird das erzeugt, was wir Subjekt bzw. Handlung zu nennen pflegen.* Ein solches Argument zwingt zur strengen Soziologisierung des Kommunikationskonzepts, es drängt dazu, das selbstreferentielle Systembildungsprinzip ... nun auch den sozialen Systemen zuzusprechen. Folgt man den Ausführungen Luhmanns, dann ist der Startpunkt der Kommunikationstheorie nicht mehr das Handeln von Subjekten, die Sinngehalte mitteilen, übertragen oder austauschen, sondern die sich selbst erzeugende Kommunikation, die sodann das erzeugt, was wir als Handeln von Subjekten und schließlich als Sozialität wahrnehmen.

Bei Luhmann bezieht sich Kommunikation immer nur auf Kommunikation, sie orientiert sich in ihrem Fortgang immer nur an selbsterzeugten Sinngehalten. Die ständige Selbsterzeugung funktioniert nicht allein über die Kommunikation von Konsens, sondern kann ebenso gut - wenn nicht besser - über die Kommunikation von Dissens laufen. Die Autonomie und Selbstreferentialität der Kommunikation liegt gerade darin, dass sie sich auch angesichts von unterschiedlichen Meinungen, konträren Ansichten, Missverständnissen, Abschweifungen, Ablehnungen und Widersprüchen etc. als >gelungen< begreifen kann, solange sie nur andauert.

Von der konstruktivistischen Kommunikationstheorie ist der ***kommunikationstheoretische Konstruktivismus*** zu unterscheiden.

Diese Unterscheidung, so schreibt Bardmann (S.108), ist mehr als nur ein Wortspiel. Sie soll deutlich machen, dass es den Autoren des kommunikationstheoretischen Konstruktivismus mehr auf praktisch-therapeutische als auf (erkenntnis-)theoretische Ansätze ankommt. Ihr Interesse richtet sich vornehmlich auf >kleinere< soziale Zusammenhänge, auf *Interaktionssysteme* vor allem vom Format der Familie, vermehrt heute auch von Arbeitsteams in formalen Organisationen.

Die Therapie (Beratung) stellt sich dabei nicht mehr die Aufgabe, die leidenden Personen (oder problembeladenen Organisationen) aus einer privilegierten (besserwisserischen) Position heraus über ihre >wahre< Situation aufzuklären, in der Hoffnung, dass >vernünftige< Wesen >einsichtig< (und damit vom Leid erlöst und von Problemen befreit?) werden, sondern man setzt der Therapie das ganz >bescheidene< Ziel, die leiderzeugenden Konstrukte *zu irritieren*. Man will Turbulenzen in die >unbrauchbaren< Einredungen der Klienten treiben, man möchte als Störer im System auftreten, man möchte schließlich Wege zu >brauchbareren< Konstrukten eröffnen, d.h. gemeinsam mit den Klienten nach neuen, >viableren< Einredungen suchen. Das Ziel ist mit anderen Worten die Erweiterung des (immer begrenzten) Raums möglicher Konstruktionen.

Weiterhin verfolgen die kommunikationstheoretischen Konstruktivisten das Ziel, den Personen klar zu machen, welches >Spiel< sie eigentlich spielen, welchen Regeln der zwischenmenschlichen Kommunikation sie gewollt oder ungewollt unterliegen.

© Wolfgang Schnelle, Metaplan, Quickborn, 1995

---

**Metaplan**

Goethestrasse 16  
25451 Quickborn

Tel: +49 – 4106 – 61 70  
Fax: +49 – 4106 – 61 71 00  
Quickborn@metaplan.com  
www.metaplan.de

---